

# Seuilleton.

## Der Wiesenauer Kreis.

Von J. Unterluggauer.

Im Chore des rechten Seitenschiffes der in der Kunstgeschichte rühmlich bekannten Leonhardikirche zu St. Leonhard sind 5 Grabsteine eingemauert. Es ist kein Zufall, daß gerade diese Grabdenkmäler so nahe aneinandergereiht sind; denn die Personen, an welche sie erinnern, bildeten im Leben ein Ganzes, den sogenannten Wiesenauer Kreis, der in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein bedeutendes, segensreich wirkendes Kulturzentrum war. Über diesen Wiesenauer Kreis berichtet in der „Carinthia“ 1908, Nr. 4—6, unter dem Titel „Das Haus Kramergasse Nr. 5 und die Familien Fortschnigg in Klagenfurt“ Dr. Mr. R. von Bretschko, k. k. Universitätsprofessor in Innsbruck, selbst mit dem Kreise nahe verwandt, also ein Berufener. Da die Sache auch für weitere Kreise, besonders für das Lavanttal, Interesse bietet, sei es mir gestattet, in Anlehnung an obengenannten Aufsatz die gesegnete Wirksamkeit des Wiesenauer Kreises kurz zu schildern und der Nachwelt wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Den Mittelpunkt des Kreises bildet die Familie Söllner. Johann Söllner, geboren 1769 zu Wien, hatte in seiner Vaterstadt Chemie studiert und war nach Beendigung seiner Studien nach Kärnten gekommen. Hier war er mit Franz Paul Freiherrn von Herbert in rege fachliche und persönliche Beziehungen getreten. Söllner wandte sein Interesse der

durch die Familie Herbert in Kärnten eingebürgerten Bleiweiß- und Weizucker-Industrie zu; er wurde Direktor der Wolfsberger Fabrik, Gesellschafter des Unternehmens und nahm als weitblickender und überaus tätiger Mann bedeutenden Anteil an der Entwicklung dieses Industriezweiges in Kärnten. Das Haus Herbert bildete damals den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Klagenfurt. Gemeinsam begeisterte man sich in bedeutungsvoller Zeit für Deutschlands große Dichter und Denker, besonders für Schiller und Kant, mit denen Herbert persönlich befreundet war. Im Hause Herbert lernte Söllner auch jene spätere Lebensgefährtin Elisabeth Fortschnigg kennen, mit der er sich 1795 zu Klagenfurt vermählte. Dieselbe hatte mit ihrer Schwester Anna von ihrer tatkräftigen und umsichtigen Mutter, der Kaufmannswitwe Theresia Fortschnigg, eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Infolge der Berufstellung Söllners ließ sich das junge Paar, das sich innig liebte, in Wolfsberg nieder, an dessen geistigem und sozialem Leben es bald regen Anteil nahm. Besonders mit der Familie Herbert stand es in lebhaftem Verkehr. Söllner interessierte sich auch sehr für die Landwirtschaft und den Obstbau, für den sich das untere Tal wegen seines milden Klimas bestens eignete. Er übernahm zunächst in der Nähe von Wolfsberg ein Gut, das er zu einer Musterwirtschaft ausgestaltete. Dazu legte er eine große Baumschule an, um dem Tale die Gelegenheit zu billiger Beschaffung von Obstbäumen zu bieten; ja, er scheute weder Kosten noch Mühe, durch Aneiferung jeder Art auch andere Grundbesitzer zur Errichtung ähnlicher Schulen zu bewegen. So war er als tüchtiger Fachmann auch

auf dem Gebiete der Landwirtschaft bald weit über die Grenzen Kärntens hinaus geschätzt und anerkannt. Er wurde später Korrespondent der kärntnerischen und der steirischen Landwirtschaftsgesellschaft.

In einem Briefe aus Wolfsberg schreibt Frau Söllner: „Unser Wunsch ist es nun, eine beträchtlichere Landwirtschaft zu kaufen, für welche Beschäftigung wir beide, und ich ausschließlich, viel Vorliebe haben. Nur auf dem Lande wünsche ich zu leben. Der Landmann allein ist ein freier Mensch, und die würdigsten Stände im Staate sind nach meiner Meinung der des Lehrers und des Ackerbauers. Da mein Mann ein wahrhaft rationeller Landwirt ist, so ist die Beschäftigung, als Wissenschaft betrieben, noch viel angenehmer“.

Im Mai 1814 sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Söllner kaufte im Verein mit seiner Frau die Herrschaft Wiesenau im oberen Lavantale. Hier verlebten sie beide den Rest ihrer Tage.

Frau Elisabeth Söllner war eine hochgebildete Frau, die ebenso wie ihr Mann an den geistigen Bestrebungen und dem literarischen Leben ihrer Zeit regen Anteil nahm. Ihr Inneres offenbart sie selbst rückhaltlos in ihren Briefen an den Arzt und Kantianer Joh. Benjamin Erhard, den sie als 16jähriges Mädchen im Hause Herbert in Klagenfurt kennen gelernt hatte und an dem sie Zeit ihres Lebens mit schwärmerischer Begeisterung hing. Sie besaß eine ungemein gemütvolle Natur; so schreibt sie 1819: „Durch den Verstand vermag ich nichts zu erfassen, durch das Gemüt nur dringt alles in meinen Geist und selbst kein Buch verstehe ich, wenn es nicht mein Gemüt zu erschauen vermag“.

x) alle Briefe bei Varnhagen von Ense, Biographische Anecdoten, 3. Aufl.: 9. Bd., 2. Abt. (S. 119)

Sie war voll Begeisterung für alles Edle und Schöne; aber gerade ihr überreiches Gemüt, das sie nicht völlig zu beherrschen wußte, bereitete ihr manche bittere Stunde. Trotz äußeren Glückes, der treuen Liebe ihres Mannes, der Anhänglichkeit ihrer Verwandten und Freunde klagt sie darüber, daß sie nicht verstanden werde. Das Kind einer schwärmerischen Zeit, litt sie darunter, daß das Leben mit den Idealen, die sie in der Brust trug, nicht harmonierte. Da sie zuviel von ihren Gefühlen sich fortreißen ließ, war sie bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. „Ja, wenn sich so die kalte Vernunft inofulieren ließe, wie die guten Blattern, ja dann würde es nicht so viele Herzen voll Narben und so viele Köpfe voll Beulen geben,“ schreibt sie in einem Briefe; sie hat es an sich selbst erfahren. Große Freude hatte sie an ihrer Tochter Adalberta, welche im Jahre 1811 das Licht der Welt erblickte. Im Jahre 1809 hatte sie ihr langersehntes erstes Kind im jugendlichen Alter von 3 Jahren durch den Tod verloren, ein Schicksalschlag, den sie nur schwer überwinden konnte. Berta füllte die Lücke wieder aus: „Ich bin ein glückliches Weib, habe ein leidenschaftliches Gemüt, meinen Mann, welchem jedermann das Zeugnis der Vortrefflichkeit gibt; wie innig freue ich mich, wenn ich die Vaterfreude sehe, mit welcher mein Mann sein Kind an sich drückt“.

Zur Familie gehörte auch Elisabeths Schwester, Anna Edle von Walterau, die mit ihrer Tochter Seraphine im Hause Söllners zu Wolfsberg und Wiesenau eine neue Heimat und ein reiches Arbeitsfeld fand. Gleich ihrem Schwager Söllner interessierte sie sich für die Hebung der Landwirt-

schaft und namentlich auch des Obstbaues. Die Erfolge, die im unteren Tale erzielt worden waren, ermutigten beide, damit auch im rauheren Klima des oberen Tales zu beginnen. Reicher Segen lohnte die Mühe. Wiesenau hatte nicht nur selbst einen herrliche Früchte tragenden Obstgarten, sondern mit den aus fernen Landen bestellten Reisern wurde die Wiesenauer Baumschule geziert und Pflanzen davon an die Grundbesitzer der Umgebung abgegeben. Auch sonst war Wiesenau eine Musterwirtschaft geworden. Besucher der Umgebung ließen ihre Söhne und Knechte dort unterweisen; selbst Erzherzog Johann entsandte gelegentlich einige seiner Wirtschaftsleute nach Wiesenau zur weiteren Ausbildung.

Elisabeth dagegen führte den Haushalt, eine „Land-Haushalt-Mutter“ nannte sie sich; bei dreißig Dienstleute hatte sie unter sich, und diese und alle Nachbarn ehrten und liebten sie sehr; sie war aber auch eine Wohltäterin der ganzen Gegend. Mit dem Gesinde hielt sie, von tiefer Religiosität erfüllt, abends die Christenlehren, sie unterstützte die Armen, besuchte die Kranken des Tales und brachte ihnen durch liebevolle Pflege Linderung ihrer Leiden, sie spendete aus ihrem überreichen Empfindungsleben den Sterbenden Trost und Beruhigung. So erfreuten sich beide Frauen gleich Söllner im ganzen Tale aufrichtiger Hochschätzung und Verehrung.

Auch Frau Theresia Fortschnigg zog im Jahre 1814 zu ihren Töchtern nach Wiesenau, um dort bei ihren Lieben den Abend eines arbeitsreichen Lebens zu verbringen. Im Winter 1816/17 erblindete sie und starb, vom Schlage gerührt, nach mo-

natelangem, schwerem, geduldig ertragenem Leiden am 19. Feber 1818. Sie ruht im Friedhofe zu St. Leonhard. Später kam auch Söllners alte Mutter Rosalie nach Wiesenau und blieb dort in treuer Pflege bis zu ihrem Tode im Jahre 1820.

Söllner, seine Frau Elisabeth und seine Schwägerin Anna verfolgten mit offenem Blicke die großen politischen Ereignisse der Zeit, die Wandlungen des sozialen Lebens und besonders die Entwicklung der Glanzzeit der deutschen Literatur. Fast alle bedeutenden Neuererscheinungen des Büchermarktes wurden in Wiesenau gelesen, verschiedene Journale gehalten, mit angesehenen Gelehrten und Schriftstellern standen sie in brieflichem Verkehr. Besonders Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, Walter Scott fanden begeisterte Bewunderer. Eine rege Unterhaltung entwickelte sich, wenn sie abends nach des Tages Arbeit sich in der großen Halle des Schlosses versammelten. Besuche kamen von nah und fern, genossen die Gastfreundschaft des Hauses und trugen zur Entfaltung des geistigen Lebens da selbst bei.

Auch der Schwager Söllners, P. Jakob Hermann Fortschnigg, jubilierter Dechant von Guttarung und letzter des aufgehobenen Stiftes Ossiach, zog sich im Jahre 1819 nach Wiesenau zurück, um bei seinen Angehörigen seine letzten Tage zu verleben. Das Familienverhältnis war echt patriarchalisch. Auch mit dem um die Landwirtschaft hochverdienten Dr. Joh. Burger, dem langjährigen innigen Freunde Söllners, und seiner Familie wurden rege Beziehungen unterhalten.

(Schluß folgt.)

# Seuilleton.

## Der Wiesenauer Kreis.

Von J. Unterluggauer.

(Schluß.)

Endlich verbrachte der große Astronom Joh. Tobias v. Bürg öfters den Sommer in Wiesenau und zog sich schließlich ganz zur Ruhe dorthin zurück. Da sein Andenken auch heute noch im Tale fortlebt, sei seiner eingehender gedacht. Bürg war 1766 zu Wien geboren und widmete sich dem Studium der Mathematik und Astronomie. Im Jahre 1791 wurde er als Lehrer der Physik am Lyzeum zu Klagenfurt angestellt und wohnte als solcher im Hause der Frau Theresia Fortschnigg; damals wurde der Grund gelegt zur langjährigen Freundschaft mit den Familien Fortschnigg und Söllner.

Im Jahre 1792 wurde er Adjunkt an der Wiener Sternwarte. Das war ein Posten, der so recht seinen Neigungen entsprach; er ging nun ganz im Studium der Astronomie auf. Viele Abhandlungen erschienen von ihm in wissenschaftlichen Zeitschriften. Besonders beschäftigte er sich mit der Theorie des Mondlaufes, einer der schwierigsten astronomischen Fragen; die von ihm verfaßten Mondtafeln gehörten wegen ihres unmittelbaren Nutzens für die Schiffahrt zu den wichtigsten astronomischen Tafeln und galten als die besten. 1798 errang er den vom Pariser National-Institut der Wissenschaften und Künste ausgeschriebenen ersten Preis. Seine wissenschaftlichen Arbeiten machten seinen Namen so berühmt, daß zahlreiche in- und ausländische gelehrte Gesellschaften ihm zu ihrem Mit-

gliede ernannten. 1805 wurde er Professor der höheren Mathematik an der Universität zu Wien, 1809 ernannte ihn der Kaiser wegen seiner Verdienste um die Vervollkommnung der Mondtafeln und um die Triangulierung der Monarchie zum Ritter des Leopoldordens. Im Winter des gleichen Jahres verlor er bei einer astronomischen Beobachtung an der Sternwarte in sehr kalter Nacht vollständig sein Gehör. Das Unglück traf ihn um so schwerer, da Musik seine liebste Erholung gewesen und er selbst ein trefflicher Violinspieler war.

Alle Kunst der Ärzte konnte ihn nicht mehr heilen, er blieb so taub, daß er selbst einen Kanonenschuß neben sich nicht mehr hörte. Er sah sich daher gezwungen, seine Professur aufzugeben und nur mehr das Privatstudium zu betreiben. Da ihm nun wieder mehr freie Zeit blieb, erinnerte er sich seiner Freunde in Kärnten und besuchte sie. Er fand sie zwar um 20 Jahre älter, aber ihm wegen seines Unglückes nur noch gewogener. So kam er denn in den Jahren 1811—1825 alljährlich mit einem Koffer voll Büchern und Schriften zur Familie Söllner und verlebte einige Monate in ihrem Kreise. Nachdem er 1818 mit dem Titel eines kaiserlichen Rates und Hofastronomen in Pension gegangen, schaffte, er auch einen Teil seiner großen Bibliothek, ein großes Teleskop und andere Instrumente nach Wiesenau und übersiedelte 1825 vollständig dorthin. Bürg war ein tadelloser Charakter, nie sprach er eine Lüge, was er versprach, darauf konnte man sich verlassen; er trug seine Gelehrsamkeit nicht zur Schau, sprach bescheiden nie von den errungenen Preisen und Auszeichnungen und klagte nie über sein Unglück. Alle hingen voll Verehrung an ihm. Wenn er mit jemand zum erstenmal zu-

sammenkam, sagte er: „Ich bin taub, wer mir etwas sagen will, muß es aufschreiben“. Schiefertafel und Griffel trug er stets bei sich. Es machte ihm das größte Vergnügen, wenn sich jemand mit ihm in ein Gespräch einließ. Geistreich und schnell den Gedanken erfassend, machte er es dem Schreibenden nicht schwer.

Er schenkte und belohnte gern, war gegen die Armen sehr mildtätig und brachte große Opfer für astronomische Instrumente und für seine Bibliothek, in der es übrigens kein Unterhaltungsbuch gab. Er war ein österreichischer Patriot nicht bloß mit Worten, sondern auch in der That. Als er noch Adjunkt war, wurden ihm glänzende Anträge nach Paris und Petersburg gemacht, aber er schlug sie aus. Weil er ein sah, daß es wegen seiner Taubheit ein Opfer sei, mit ihm zu sprechen, so blieb ihm nichts übrig als zu studieren, lesen, spazieren. Da letzteres bei schlechtem Wetter und im Winter seine Anstände hatte, riet man ihm, ein Brett vor seinem Fenster zu befestigen und Futter für die Vögel aufzustreuen. Die gefiederten Gäste zerstreuten ihn. Im Frühjahr ließ er im Freien eigene Plätze herrichten, um allen Vögeln der Gegend Futter im Überflusse aufzustreuen. Noch jetzt kennt man die sogenannten „Vogeltannen“ und erzählt sich, wie er den Knechten für jede Geierklaue einen alten Zwanziger zahlte. Tag für Tag und Jahr für Jahr bei jedem Wetter und Weg ging er dreimal des Tages mit frischem Futter in den Wald. Nichts war ihm zu teuer und zu mühsam, was er den Vögeln Liebes tun konnte. Wenn er mit dem Futter kam, pfiß er, dann kamen die Vögel von allen Seiten geflogen; das war, obgleich er sie nicht hören konnte, in den letzten Jahren seine einzige Erholung nebst

einem täglichen Spaziergange von zwei, bei schlechtem Wetter von einer Stunde. Bei einem solchen Spaziergange Ende November 1834, bei sehr schlechtem Wetter, verkühlte er sich und mußte sich zu Bette legen. Als die Ärzte ihm vom Empfange der Sterbesakramente sprachen, sagte er: „Recht gern“. Am letzten Tage vor dem Sterben fragte er noch, ob wohl noch Futter für seine Vögel genug vorhanden sei, und als man es bejahte, war er zufrieden. Bis zuletzt konnte er noch lesen und sprechen. Am 25. November 1834 erhob sich sein Geist über die Sterne, deren Studium er sein Leben gewidmet hatte, zu dem, der ihn erschaffen hatte. Er ruht auf dem Friedhofe zu St. Leonhard. Seine Bibliothek und Handschriften wurden auf Anraten seines Nachfolgers, des berühmten Littrow, vom Staate angekauft.

Herr und Frau Söllner, seine Schwägerin Anna von Walexau, der Schwager jubil. Dechant Vater Jakob Hermann Fortschnigg, zeitweilig die beiden Mütter, Frau Theresia Fortschnigg und Frau Rosalia Söllner, Astronom Professor Bürg und als jugendlich belebendes Element Söllners Tochter Berta und Annas etwas ältere Tochter Seraphine — das waren die ständigen Mitglieder des Wiesenauer Kreises, der nicht selten durch den Besuch von Freunden und Gästen aus nah und fern einen stets willkommenen Zuwachs erhielt. Einen willkommenen Einblick in das Leben und Denken dieser seltenen Menschen gewährt uns ein Brief der Frau Söllner aus den letzten Dezembertagen 1823. In demselben heißt es: „Eine Tochter habe ich von 13 Jahren, in die ich verliebt bin, eine Nichte von kaum 20 Jahren, deren Freundin ich bin und die es nun auch mir wird. Beide Mädchen sind die Ehr-

lichkeit und Wahrhaftigkeit selbst. Meine Tochter hat auch viel Verstand und Festigkeit, was alles wohl Erbteil vom Vater sein mag, aber auch manche Eigenheiten von ihm. Sie wird bloß bei uns ganz auf dem Lande von meiner Schwester und mir erzogen. Wenige Tage in Graz oder Klagenfurt zugebracht, konnten ihr keinen Geschmack für die Freuden der Stadt abgewinnen; bis jetzt wünscht sie, auf dem Lande zu leben. Sie hat Fleiß und Geschick bei allem, was sie tut, ohne schön zu sein, ein angenehmes Gesicht durch das seelenvolle Auge, das dunkel und doch sanft ist; ihr Körper wird aber schön werden, voll Grazie. Der Hauptausdruck ihres ganzen Wesens ist aber Geist und Verstand. Am liebsten hört sie, wenn wir von Schiller etwas lesen; nun ist sie aber mit uns von Walter Scott auch erfüllt. Wir Mütter lesen abends vor, unsere Töchter spinnen oder nähen dabei; selbst lesen sie nicht gern, auch nicht so gut wie wir. Söllner vergräbt sich derweilen in Zeitungen oder chemische oder landwirtschaftliche Bücher oder es wird Tarok mit meinem 72jährigen Bruder Dechant, der bei uns lebt, und mit dem tauben Gelehrten Astronomen Bürg gespielt, welcher ein vortrefflicher Mensch ist und nun meist bei uns lebt, wie ein liebender Bruder sich an uns schließt und dessen Achtung für Söllner und Liebe für uns Dir einen Beweis unseres Wertes geben kann; denn ich bin stolz auf dieses Mannes Freundschaft für uns. Bei Tage hat jeder seine Arbeit, versteht sich. . . Meine Schwester schmückt unser Leben mit Blumen und Früchten; denn nicht bloß als Liebhaberin, sondern mit Kenntnis pflanzt sie Blumen und Bäume; ich nenne sie oft unsere Flora und Pomona. Söllner hat mit großer Zweckmäßigkeit eine Baumschule hier angelegt,

welche ihn der ganzen höheren Gegend hier unvergessen machen wird, so wie er es durch seine Pflanzungen im unteren Tale ist. Überhaupt gedeiht und bringt Segen alles, was er tut, und noch mehr für andere als für ihn selbst hat er gelebt, also ist sein Leben nicht umsonst. Auch genießt er die Achtung und Anerkennung, welche seiner Rechtlichkeit und seinem Verstande gebührt. Söllner hat gar keine Arroganz und besitzt all das Wissen und den Verstand Burgers, ja er war eigentlich die Quelle, aus der Bürger zuerst schöpfte. (Söllner hatte in Wolfsberg als gesinnungsverwandter, treuer Freund Bürger zu weiterem Studium angeeifert und in ihm Liebe und Interesse für Chemie, Botanik und Landwirtschaft geweckt.) In Walter Scotts Beschreibungen seines Hochlandes findest Du gar vieles von unseren Sitten und Lebensweisen. Unsere Gegend ist arm, auch wir haben sehr fleißig und mäßig in unseren Wünschen zu sein, um auszukommen; aber die Luft ist rein, das Wasser vortrefflich, eine glückliche Lage des Schlosses läßt uns die Sonne den ganzen Tag genießen, und wenn die niederen Täler mit Nebel erfüllt sind, freuen wir uns immer des freundlichen Lichtes der Sonne; unsere Sonnenaufgänge sind wahrhaft himmlisch, wie eben jetzt, da ich Dir schreibe, alles um mich her vergoldet ist.“

Für Freunde der Heimatkunde ist auch ein Brief der Frau Söllner vom Ostersonntag 1818 interessant als Beweis, wie schon vor 100 Jahren das Lavanttal durch seine Osterfeuer berühmt war. Sie schreibt: „Die fröhliche Zeit der Auferstehung hat immer noch eine gleich heitere Wirkung auf mich. Es ist hier bei uns der Gebrauch, diese Nacht besonders zu feiern. Jeder Bauer macht in der